

Das Vorbild bleibt : zum Tode des Urwalddoktors Albert Schweitzer

Autor(en): **Moor, Emmy**

Objekttyp: **Obituary**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **59 (1965)**

Heft 9

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

halten der USA gegen das kleine Kuba, für das lediglich machtpolitisch motivierte Eingreifen der USA in den südvietnamesischen Bürgerkrieg entgegen dem Willen der Mehrheit des dort so schrecklich leidenden Volkes blind sind oder es rechtfertigen mit Argumenten, mit denen sich auch die sowjetischen Maßnahmen rechtfertigen ließen. Nur wenn wir Christen das vom Evangelium geschenkte Vorrecht des freien und gerechten Blickes und des offenen Wortes der Kritik gegenüber unserer eigenen Seite ergreifen, dienen wir wirklich unseren Ländern.

Aus der Zeitschrift «Junge Kirche», Dortmund, Heft 10, 1964

Das Vorbild bleibt

Zum Tode des Urwalddoktors Albert Schweitzer

*Wozu der Lorbeer? Das hat keinen Sinn.
Ein jeder weiß, daß ich der Hutten bin,
Den weder Zeit noch Tod noch Acht noch Bann
Vom Herzen seines Volkes scheiden kann!*

Aus «Huttens letzte Tage»

Das frische Grab in Lambarene, in dem jungen Staat Gabon mit den uralten Leiden, Albert Schweitzers Grab, ist in diesen Tagen so etwas wie das Grab des Menschen geworden, den *alle* verloren haben, um den *alle* trauern, Weiße und Schwarze, Gläubige und Ungläubige, Unwissende und Gelehrte. Junge und Alte.

In einer Welt, in der alle gegen alle sind, die sich bis zur Selbstvernichtung bewaffnet gegenübersteht, in der ein Menschenleben nichts mehr zählt, wo jede Greuelthat erlaubt ist, wenn die Täter mächtig genug sind, wo Prestigegründe genügen, um wahllos Hunderte und Tausende von Wehrlosen zu opfern, Frauen, Kinder, Kranke, Greise niederzuzuknallen und über Schulen, Spitäler, Kirchen Bomben explodieren zu lassen, gibt es dies also wirklich noch: Einen solchen Schmerz um den Verlust eines einzigen Menschen! Weil dieser Mensch *gut* gewesen ist. Daß er auch ein universaler Geist, ein kompromißloser Streiter, ein furchtloser Warner gewesen ist, daß er *vorlebte*, für was er kämpfte, wann hätte er es nicht bewiesen, wer wüßte es nicht? Aber das fast undenkbare Wunder in unserer Gegenwart ist doch, daß diese *alle* erfassende Trauer bei der Kunde seines Todes — daß selbst die, die sie nicht empfanden, sie wenigstens heucheln mußten — dem Gefühl entsprang, einen Menschen verloren zu haben, der *gut* gewesen ist. Der gut zu sein wagte in einer bösen Welt.

Welch eine potentielle Gefahr dies zu allen Zeiten bedeutet hat, wie teuer man das bezahlt, wenn man Taten und nicht bloß Worte

daraus macht, keiner hat es bitterer und härter erfahren müssen als Albert Schweitzer, trotz den zahllosen Ehren und Auszeichnungen, mit denen er — oft gleichsam zur Wiedergutmachung — überhäuft worden ist. Wie oft hat man ihn im Stich gelassen, ihn und sein Werk sogar mit Hohn übergossen, selbst in den letzten Jahren noch; wie hat man den Denker und Warner in ihm besudelt, als er mit dem ganzen Gewicht seiner Weltgeltung in den Kampf gegen die Atomrüstung und die Gefahr eines Atomkrieges eintrat. Nur um so unbeirrbarer und tapferer, je mehr er deswegen aufs Spiel setzen mußte. Er war da schon Träger des Friedensnobelpreises (1952), Ehrendoktor der Universitäten Cambridge, Oxford, St. Andrews, Edinburgh, Chicago, Kapstadt, Prag, Tübingen, Ostberlin, Marburg und Zürich, er war schon Ehrenbürger verschiedener Städte, hatte im Jahre 1951 den Heibelpreis, den Friedenspreis des deutschen Buchhandels, die Paracelsus-Medaille, die Ehrenmitgliedschaft der französischen Akademie für moralische und politische Wissenschaften und der deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt, den Orden der Friedensklasse «Pour le Mérite» (1954) und den britischen «Orden of Merit» erhalten. Aber für den Frieden zu kämpfen, als er in größte Gefahr geraten war, das hat man ihm nicht erlauben wollen. Es paßte nicht ins Klima des damals siedend gewordenen Kalten Krieges. Auch da hätte Albert Schweitzer, gleich Hutten, sagen können: «Doch als die Wahrheit wir im Ernst gesagt, / Da wurden wir, die Jäger, selbst gejagt.»

Es gab auch da etwas verspätete Scham. Auch bewiesen neue Ehrungen im Jahre 1959, wie die Grotius-Medaille, der Sonning-Preis und der Joseph-Lemaitre-Preis, daß es weite Kreise gab, die sich von jenem Kesseltreiben distanzieren wollten. Vor allem aber wuchs noch einmal die Liebe und Verehrung bis heute und über das Grab hinaus.

Mag auch vielleicht im Drange alles Neuen, was sie lesen und kennen muß, die junge Generation die vielen religionsphilosophischen und sozialkritischen Werke, seine Erzählungen über die fast fünfzig in Lambarene, in seinem Werk, verlebten Jahre, seine Lebenserinnerungen, die so menschlich sind, nicht mehr so häufig lesen, es gibt noch etwas anderes, Entscheidenderes, das bleiben wird. Eben dieses Beispiel eines für das Gute gelebten Lebens. Seine ungemeine Ausstrahlung ist gerade deswegen so groß, weil sie von einem Manne kommt, der kein Heiliger und kein alttestamentarischer Prophet, sondern ein Mensch in all seinem Widerspruch geblieben ist. Einer der unbequem sein und zum Widerspruch reizen konnte. Aber einer, der für sein eigentlichstes und schönstes Lebenswerk, für sein Urwaldspital in Lambarene, sein Letztes und Äußerstes, nicht nur an ärztlicher Kunst und fast übermenschlichem Einsatz an Arbeitskraft, Erfindungsgabe, Geduld und Menschenliebe eingesetzt hat, sondern der gleichzeitig auch stetsfort den härtesten Kampf um die materielle Existenz seines Werkes durchstehen mußte. Stets galt es von neuem Geldmittel zu suchen, damit die Ärmsten der Armen, die schwarzen Ur-

waldbewohner, für deren verheerende Tropenkrankheiten es sonst keine Ärzte gab, nicht im Stich gelassen werden mußten. Und wenn Albert Schweitzer auch immer wieder Freunde und Helfer für sein Werk gefunden hat, so, weil er zu Beginn und später, wenn ein finanzieller Zusammenbruch drohte, in erster Linie mit eigener Mehrarbeit, mit seinen Büchern, seinen Vorträgen und seinen Orgelkonzerten, neue Mittel aufzubringen unternommen hat. Albert Schweitzer war ja kein reicher Mann. Wer kann sich überhaupt vorstellen, was dieser Anfang, im Urwald ein Spital zu gründen, und dieses Durchhalten in allen Nöten, in einer Welt bedeutet hat, für die der afrikanische Kontinent, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nur Objekt kolonialer Ausbeutung gewesen ist, und die schwarze Bevölkerung als minderwertige Menschensorte, gut genug als billigste Arbeitskraft, angesehen wurde. Wo die Ärzte, soweit sie überhaupt vorhanden waren, fast ausschließlich für die weiße Kolonialverwaltung und ihre weißen Soldaten hergeholt wurden.

Wie könnte sich ein Außenstehender, ja selbst ein heutiger Besucher von Lambarene, ein Bild von dieser Leistung machen, die in ihren tausendfachen Hindernissen, ihrer Übermacht von ärztlichen, administrativen, materiellen und psychologischen Aufgaben und Problemen gar nicht vorstellbar ist. Wer, als das Ehepaar Schweitzer selber, weiß, was dieses Werk von ihnen verlangt hat. Und doch lebt ein Gefühl für die Größe dieser ein Menschenleben füllenden Tat in uns allen. Wir spüren die Außerordentlichkeit und Seltenheit dieser Persönlichkeit, die sich darin verrät. Wo die einen vielleicht nur ihre Gefühlsgröße spüren, sehen die anderen auch ihre geistige Universalität. Die Überlegenheit eines unabhängigen Denkers, der im schwarzen Urwaldbewohner, der weder lesen noch schreiben kann, nicht nur den leidenden Menschen, sondern den Gefährten seines Werkes achten und lieben lernt. Und es sind diese schwarzen Menschen in Gabon, die dem großen Manne wohl die bittersten Tränen nachweinen. Für sie ist er ein Freund gewesen.

So ergreift denn auch unter den Trauerreden der Prominenten am Grabe Albert Schweitzers am stärksten die des Vertreters des gabonischen Volkes, Albert Bongos, der als Kabinettsdirektor des Staatspräsidenten Leon M'Ba gesprochen hat. Bongo hat, nach den Presseberichten, unter anderem gesagt:

«Ich verneige mich in tiefer Rührung vor der sterblichen Hülle dessen, der der älteste und der größte Wahl-Gabonese war und bleiben wird, der Freund und Wohltäter unseres Volkes (. . .) Unser Boden, die Erde von Gabon, wird die sterbliche Hülle dieses großen Mannes, des ‚großen Doktors‘, wie wir ihn nannten, als ein kostbares Gut, als eine unversieglige Quelle der Güte und der Bereicherung, aufnehmen. Seine Seele wird uns nicht verlassen.»

*

Aus der Sicht der wirtschaftlich reichen Länder und ihrer daher mit allen Fortschritten und Errungenschaften der modernen Medizin und ihrer technischen Hilfsmethoden ausgestatteten Spitäler heraus, ist in den letzten Jahren öfters Schweitzers Lambarene-Spital «als veraltet» bemängelt und ironisiert worden. Mir scheint, darauf habe ungewollt bereits jener afrikanische Gesundheitsminister eine Antwort gegeben, der an der letzten Weltkonferenz der Weltgesundheitsorganisation, im vergangenen Mai, von der Notwendigkeit sprach, daß afrikanische Studenten in *afrikanischen* Universitäten, für die Gegebenheiten afrikanischer Länder, sollten ausgebildet werden können. Denn ein Großteil der in Europa oder den USA ausgebildeten afrikanischen Ärzte sei nachher für ihr eigenes Land verloren. Deshalb, weil ein Teil von ihnen überhaupt in den modernen und hochspezialisierten Spitälern Europas und der USA zu bleiben und weiterzuarbeiten trachte, oder sich im eigenen Land doch nur in den großen Städten niederlasse, wo ihnen die wenigen gut eingerichteten Spitäler und die technischen und kulturellen Möglichkeiten des modernen Lebens weiterhin zur Verfügung ständen. Und so blieben die Urwaldsdörfer und ihre Bewohner nach wie vor ohne Ärzte. —

Eben jene Tropenzonen, in denen immer noch Millionen Menschen von den furchtbarsten Tropenkrankheiten heimgesucht werden.

Schon damals mußte ich an die Tat des Elsässers Albert Schweitzer denken, der, als er als junger Theologie- und Philosophieprofessor in Straßburg von der Ärztenot im Kongo hörte, seine Professorentätigkeit und seine Musikerlaufbahn aufgab, hinging und Medizin studierte, sein Dokorexamen machte, Geld sparte und bei Freunden zusammenkratzte, um sich 1913 mit seiner Frau, die sich dafür zur Krankenschwester ausgebildet hatte, in eben einen solchen von Tropenkrankheiten schwer verseuchten Urwald, nach Lambarene, aufzumachen und dort als einziger Arzt — schwarze Ärzte haben damals überhaupt noch nicht existiert! Wo hätten sie sich auch ausbilden können! — ein Urwaldspital einzurichten. Ein Urwaldspital, wie es heute, im Jahre 1965, in den jungen afrikanischen Staaten im Urwald nach wie vor fehlt.

Dieses Lambarene, das, nach soviel Stürmen und Kämpfen und nachdem es Zehntausende von Menschen gerettet hat, zu jenem Punkt auf dem afrikanischen Kontinent geworden ist, der für schwarze und weiße Menschen ein lebendiges Symbol bedeutet, daß Menschlichkeit und Brüderlichkeit existieren können. Daß der Mensch mehr sein kann, als er heute noch ist.

Das ist eine Hoffnung! Dieses Beispiel bleibt. Aber geblieben sind auch die Atomwaffen und der Krieg und die Greuel. Und die Tragik derer, die gut sind. Weil sie zusehen müssen, wie ihre Stimme ins Leere tönt.

Welch schlechter Epilog, nicht wahr! Oder sollte es auch für das Grab in Lambarene heißen wie für «Den guten Menschen von Sezuan»:

«Der einzige Ausweg wäre aus diesem Ungemach: / Sie selber däch-
ten auf der Stelle nach / Auf welche Weis dem guten Menschen
man / Zu einem guten Ende helfen kann. / Verehrtes Publikum, los,
such dir selbst den Schluß! / Es muß ein guter da sein, muß, muß,
muß!»

e. m.

Worte Albert Schweitzers

Seit zwei oder drei Generationen leben soundso viele Individuen nur noch als Arbeitende, und nicht mehr als Menschen.

An den andern und an uns suchen wir nur noch die Tüchtigkeit des Arbeitenden und finden uns darein, darüber hinaus fast nichts mehr zu sein.

Im Krieg wurde die Disziplinierung der Gedanken vollständig. Damals setzte sich die Propaganda definitiv anstelle der Wahrheit.

Daß Vernunft und Sittlichkeit nicht in die nationalen Anschauungen hereinreden dürfen, wird von der modernen Masse als Schonung heiligster Gefühle gefordert. Anfang alles wertvollen Lebens ist der unerschrockene Glaube an die Wahrheit und das offene Bekenntnis zu ihr.

*Eine neue Renaissance muß kommen, viel größer als die Renaissance, in der wir aus dem Mittelalter heraus-
schritten: die große Renaissance, in der die Menschheit entdeckt, daß das Ethische die höchste Wahrheit und die höchste Zweckmäßigkeit ist, und damit die Befreiung aus dem armseligen Wirklichkeitssinn erlebt, in dem sie sich dahinschleppt. Ein schlichter Wegbereiter dieser Renaissance möchte ich sein und den Glauben an eine neue Menschheit als einen Feuerbrand in unsere Zeit hinausschleudern. Ich habe den Mut dazu, weil ich glaube, die Gesinnung der Humanität, die bisher nur als ein edles Gefühl galt, in einer aus elementarem Denken kommenden, allgemein mittelbaren Weltanschauung begründet zu haben.*



Wenn die Welt einmal für ein paar Generationen ohne Krieg auskommen könnte, so erschiene dannzumal der Krieg ebenso absurd wie uns heute das Duell vorkommt. Ohne Zweifel gäbe es auch dann noch einige Mörder, aber sie wären wenigstens nicht an der Spitze von Regierungen.

Lord Bertrand Russell